

Maria E. Reicher

## Einleitung

Der vorliegende Sammelband beschäftigt sich mit fiktionaler Literatur (und am Rande mit anderen Gattungen fiktionaler Erzählkunst) aus philosophischer Perspektive. Die ausgewählten Beiträge behandeln vier zentrale Fragestellungen der gegenwärtigen Philosophie der Literatur:

- *das Problem des sprechakttheoretischen Status fiktionaler Rede*: Was macht ein literarisches Werk zu einem *fiktionalen* Werk? Was unterscheidet fiktionale von nichtfiktionalen Texten?
- *das Problem des ontologischen Status fiktiver Gegenstände*: Existieren die Figuren fiktionaler Werke (im Folgenden »fiktive Figuren« genannt), und wenn ja, was für eine Art von Gegenständen sind sie?
- *das Problem der emotionalen Anteilnahme an Fiktionen*: Wie kann man die Tatsache erklären, daß fiktionale Werke in uns mitunter heftige emotionale Reaktionen auslösen (Mitleid, Angst usw.), obwohl wir wissen, daß die dargestellten Figuren und Ereignisse frei erfunden sind?
- *das Problem der objektiven Gültigkeit von Interpretationshypothesen*: Was ist wahr »in einer Geschichte«? Können Interpretationshypothesen (zum Beispiel »Hamlet leidet unter einem Ödipus-Komplex«) überhaupt wahr oder falsch sein? Wenn ja, unter welchen Bedingungen?

Das vorliegende Buch enthält jeweils zwei Beiträge zu jedem dieser Fragenkomplexe. Die Beiträge sind so ausgewählt, daß jeweils zwei verschiedene und in der Fachliteratur prominent vertretene Positionen einander gegenüberstehen. Diese Einleitung soll in die skizzierten Problemstellungen einführen und einen ersten Eindruck von der Vielfalt der möglichen Lösungsansätze vermitteln.

### 1. Die Natur der fiktionalen Rede

Der Ausdruck »fiktionale Rede« bezeichnet hier die Äußerungen *beim Erzählen einer fiktionalen Geschichte*. Wenn also etwa eine Schriftstellerin den Text

ihres neuen Fantasyromans in den Computer tippt oder ein Vater seinem Kind vor dem Einschlafen ein Märchen erzählt, haben wir es mit fiktionaler Rede zu tun.<sup>1</sup>

Wenn wir nur die Äußerungen selbst betrachten (unabhängig von ihrem Kontext), dann finden wir keine zuverlässigen Merkmale zur Unterscheidung von fiktionaler und nichtfiktionaler Rede. Tatsächlich erkennen wir fiktionale Äußerungen und Texte für gewöhnlich in erster Linie durch Merkmale des Kontexts – wie zum Beispiel die Bezeichnung »Roman« auf dem Umschlag eines Buches oder die Ankündigung eines Radiosprechers, daß die folgende Sendung ein *Hörspiel* ist. Ein eindrucksvolles Beispiel für die Notwendigkeit solcher externen Fiktionalitätsindikatoren lieferte (ungewollt) der amerikanische Regisseur Orson Welles im Jahr 1938: Welles sendete im Radio ein Hörspiel, das im Stil einer Live-Reportage die Invasion von Marsmenschen auf der Erde beschrieb. Es löste in den USA eine Massenpanik aus.

Welles' Darstellung der Invasion der Marsianer war frei erfunden. War sie *aus diesem Grund* fiktional? Vergleichen wir damit die Berichte über Massenvernichtungswaffen im Irak im Vorfeld des Irak-Krieges. Diese Berichte waren, wie wir heute wissen, ebenfalls frei erfunden. Aber es gibt einen wesentlichen Unterschied zwischen Falschmeldungen in einer Zeitung und einem fiktionalen Roman oder Hörspiel: Wer in der Zeitung wissentlich eine frei erfundene Geschichte veröffentlicht, der tut das in der Absicht, die Leser zu täuschen. Im Falle fiktionaler Literatur liegt hingegen keine solche Täuschungsabsicht vor. Die Urheber der Berichte über Massenvernichtungswaffen im Irak wollten, daß die Leser glauben, daß der Irak eine ernste Gefahr für die Sicherheit der USA darstellt. Orson Welles wollte nicht, daß die Hörer glauben, daß die Menschheit von Marsianern bedroht ist.

Äußerungen, die mit einem Wahrheitsanspruch verknüpft sind, werden *Behauptungen* genannt. Äußerungen in fiktionaler Rede, die wie Behauptungen aussehen, sind keine Behauptungen, weil sie nicht mit einem Wahrheitsanspruch verbunden sind. Was sind sie aber dann, sprechakttheoretisch betrachtet?

Die Sprechakttheorie ist jener Zweig der Sprachphilosophie, der Äußerungen unter dem Aspekt betrachtet, was man mit ihnen *tun* kann. Indem man etwas äußert, kann man zum Beispiel etwas behaupten, etwas versprechen oder jemandem drohen. Jene Handlungen, die man ausführt, indem man etwas äußert, werden *illokutionäre Akte* genannt. Behauptungen, Versprechen

<sup>1</sup> »Rede« schließt hier also nicht nur gesprochene, sondern auch schriftliche Äußerungen ein. Im Englischen wird der Terminus »fictional discourse« gebraucht, was dazu geführt hat, daß in der deutschsprachigen Fachliteratur häufig vom »fiktionalen Diskurs« die Rede ist. In diesem Band wird »fictional discourse« jedoch durchgehend mit »fiktionale Rede« übersetzt, weil das Wort »Diskurs« im Deutschen einige Konnotationen hat, die in diesem Kontext irreführend sind.

usw. sind also illokutionäre Akte. Wie lassen sich aber die Akte des Erzählens einer fiktionalen Geschichte klassifizieren? – Betrachten wir ein Beispiel:

Laut seiner Mutter war Jack Burns bereits ein Schauspieler, bevor er Schauspieler wurde, doch die lebhaftesten Erinnerungen an seine Kindheit waren die an jene Augenblicke, in denen er den Drang verspürte, sich an der Hand seiner Mutter festzuhalten.<sup>2</sup>

Was tut der Autor, indem er diesen Satz niederschreibt? – John R. Searle (in SEARLE 1975) vertritt die Auffassung, daß Autoren überhaupt keine illokutionären Akte vollziehen. Sie *tun nur so, als ob* sie illokutionäre Akte vollziehen würden. Die Autoren fiktionaler Geschichten stellen also keine Behauptungen auf, sondern sie tun nur so, als ob sie Behauptungen aufstellen würden.<sup>3</sup>

Nach dieser Auffassung ist die Tätigkeit des Geschichtenerzählens eng verwandt mit der Tätigkeit des *Schauspielens*: So wie Schauspieler auf der Bühne nicht wirklich ewige Liebe schwören oder Selbstmord begehen, sondern nur so tun als ob, so tun die Autoren einer fiktionalen Geschichte so, als würden sie wahre Geschichten erzählen.

In analoger Weise erklärt Searle die Funktion von Eigennamen (wie »Jack Burns«) in fiktionaler Rede: In gewöhnlicher, »ernsthafter« Rede gebrauchen wir einen Namen üblicherweise, um auf ein bestimmtes Individuum *Bezug zu nehmen*. Aber worauf kann der Autor einer fiktionalen Geschichte mit dem Namen einer frei erfundenen Figur Bezug nehmen? – Searles Lösung lautet: Nicht nur wird in der fiktionalen Rede nicht wirklich behauptet, es wird auch nicht wirklich Bezug genommen. Autoren geben bloß vor, etwas zu behaupten, und entsprechend geben sie auch bloß vor, mit den Namen, die sie verwenden, auf etwas Bezug zu nehmen.<sup>4</sup>

So-tun-als-ob-Theorien der fiktionalen Rede sind weit verbreitet, aber nicht unumstritten.<sup>5</sup> Eine alternative sprechakttheoretische Analyse der fiktionalen Rede schlägt Gregory Currie (in CURRIE 1985) vor. Currie stimmt mit Searle darin überein, daß Äußerungen in fiktionaler Rede keine echten Behauptungen sind. Doch nach Curries Auffassung ist die fiktionale Rede kein So-Tun-als-ob; vielmehr seien Äußerungen in fiktionaler Rede genuine Sprechakte einer

<sup>2</sup> Das ist der erste Satz von John Irvings Roman *Bis ich dich finde* (IRVING 2006, 11).

<sup>3</sup> Dies schließt freilich nicht aus, daß eine Autorin in einen fiktionalen Text ernsthafte Behauptungen einstreuen oder *indirekt* (auf dem Umweg über eine fiktionale Geschichte) ernsthafte Behauptungen aufstellen kann (siehe dazu z. B. GABRIEL 1982).

<sup>4</sup> Dies schließt nicht aus, daß Autoren fiktionaler Geschichten *indirekt* auf reale Personen, Orte usw. Bezug nehmen, indem sie etwa fiktive Figuren so gestalten, daß die Leser historische Persönlichkeiten darin wiedererkennen können. Umstritten ist, ob Autoren bei der Verwendung von Namen realer Personen und Orte (z. B. »Napoleon«, »London«) in fiktionaler Rede auf reale Personen und Orte Bezug nehmen oder nur auf fiktive Gegenstände realer Gegenstände (vgl. etwa LEWIS 1978).

<sup>5</sup> Für eine Kritik solcher Theorien aus literaturwissenschaftlicher Perspektive siehe ZIPFEL 2001, Kap. 5.1.2.

besonderen Art, nämlich *Aufforderungen an die Leser oder Hörer, so zu tun, als ob* sie glaubten, daß der Autor ihnen eine wahre Geschichte erzählen will.

## 2. *Der ontologische Status fiktiver Gegenstände*

Die fiktionale Rede ist zu unterscheiden von der Rede *über* fiktionale Werke und deren Figuren.<sup>6</sup> Wie eben festgestellt wurde, wird in fiktionaler Rede weder behauptet noch Bezug genommen (oder allenfalls in indirekter Weise). Aber wenn wir über fiktionale Werke und deren Figuren sprechen, dann stellen wir sehr wohl Behauptungen auf, und zumindest dem ersten Anschein nach verwenden wir dabei Namen auch, um auf Individuen Bezug zu nehmen.<sup>7</sup> Wir können zum Beispiel, im Zuge einer Beschreibung des Inhalts von Irvings Roman, sagen:

- (1) Jack Burns ist lediger Sohn einer aus Schottland nach Kanada eingewanderten Tätowiererin und eines Kirchenorganisten.

Zweifellos ist eine solche Äußerung, im Kontext einer Inhaltsangabe, als Behauptung intendiert. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, daß man ihre Wahrheit sinnvollerweise in Zweifel ziehen kann. Man könnte zum Beispiel fragen: *Stammt Jacks Mutter wirklich aus Schottland und nicht etwa aus Irland?*

Der Satz (1) kann als korrekte (Teil-)Inhaltsangabe von Irvings Roman gelten. Insofern scheint es also, daß wir sagen können: Es ist *wahr*, daß Jack Burns lediger Sohn einer aus Schottland nach Kanada eingewanderten Tätowiererin ist. Aber wenn wir annehmen, daß niemals ein lediger Sohn einer aus Schottland nach Kanada eingewanderten Tätowiererin und eines Kirchenorganisten existiert hat, wie kann (1) dann wahr sein?

In exakterer und zugleich allgemeinerer Form kann das Problem formuliert werden, wenn wir den Buchstaben »F« als Schemabuchstaben für beliebige Prädikatausdrücke und den Buchstaben »a« als Schemabuchstaben für beliebige Namen oder bestimmte Beschreibungen verwenden. Dann können wir sagen: Wenn ein Satz der Form »Fa« wahr ist, dann gibt es etwas, das durch »a« bezeichnet wird. »Es gibt etwas, das durch »a« bezeichnet wird« kann interpretiert werden als synonym mit »a existiert«. Wenn wir diese Interpretation übernehmen, können wir sagen: Wenn »Fa« wahr ist, dann existiert *a*. Aber wenn »Fa« ein Satz über einen fiktiven Gegenstand ist, dann, so scheint es

<sup>6</sup> Ob man wirklich, in einem strikten Sinn, »über« fiktive Figuren sprechen kann, wird freilich von manchen bezweifelt. Diese Redeweise (die nicht leicht zu vermeiden ist) sollte also (vorläufig jedenfalls) nicht allzu wörtlich genommen werden.

<sup>7</sup> Der einzige Theoretiker, der diese These ausdrücklich leugnet, ist meines Wissens Anthony Everett (siehe EVERETT 2005).